

INTERVIEW

Von den USA lernen

An der Ruhr-Universität in Bochum trafen sich katholische Theologen aus den USA und Deutschland. Seit 2004 geht dort das Forschungsprojekt **CrossingOver** der Frage nach, was die katholische Kirche in Deutschland und in den USA voneinander lernen können. Dazu der Bochumer Pastoraltheologe Prof. Dr. Matthias Sellmann (Bild).

Frage: Kann die katholische Kirche in Deutschland von den Katholiken in den USA lernen?
Prof. Dr. Matthias Sellmann: Erst mal kann man sagen, dass die katholische Kirche in den USA eine sehr dynamische Kirche mit großer Strahlkraft ist. Mit rund 67 Millionen Mitgliedern stellen die Katholiken die größte und am stärksten wachsende Konfession, was natürlich auch mit der starken Einwanderung aus Mittel- und Südamerika zu tun hat. Zugleich zeigen die USA, dass technische Modernisierung und Religiosität kein Gegensatz sein müssen. Wir Europäer haben ja immer den Eindruck, dass die Religion in modernen Gesellschaften zu wachsender Bedeutungslosigkeit verdammt ist.



Frage: Was macht die katholische Kirche in den USA anders, besser?
Sellmann: Auch in den USA ist nicht alles Gold, was glänzt. Auch dort gibt es sinkende Zahlen bei der Gottesdienstteilnahme. Der Missbrauchsskandal hat die Gemeinden noch viel stärker durchgeschüttelt als bei uns – bis hin zu den finanziellen Konsequenzen. Und es gibt auch eine starke Polarisierung zwischen liberalen und konservativen Katholiken und Gemeinden. Für „CrossingOver“ ist aber wichtig, was wir voneinander lernen können und wo es in den beiden Kirchen gute Ansätze gibt.

Frage: Und zwar...
Sellmann: ...das Verhältnis zwischen Kirchenhierarchie und Gemeinde ist viel entspannter. Die vom Zweiten Vatikanischen Konzil (1962 bis 1965) definierte Theologie vom Volk Gottes und dem gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen wird viel konsequenter umgesetzt. Zentrale Instanz im US-Katholizismus sind nicht die Bischöfe, sondern die Gemeinden. Und die Gemeinde wird von unten nach oben aufgebaut, nicht von oben nach unten. Die Gemeinde definiert sich über ihre Aufgaben. Es geht nicht um Selbsterhaltung und Nabelschau, sondern darum, wie die Gemeinde Arme, Familien und Hilfsbedürftige unterstützen kann. Pfarrer und Laien sind stärker gleichberechtigt.

Frage: Es gibt keine Kirchensteuer.
Sellmann: Das ist ein zentraler Unterschied zu uns. Weil die Gemeinden auf Spenden angewiesen sind, hat sich eine regelrechte Dienstleistungsmentalität entwickelt. Ein Pfarrer, der über Wochen schlecht predigt, erhält halt weniger Geld. Die Pfarrbüros verstehen sich als Servicestellen; es gibt Befragungen zur Zufriedenheit der Gemeindeglieder. Und in den Gemeinden gibt es eine große Gastfreundschaft und Willkommenskultur. In Deutschland hat man oft den Eindruck, die Gemeinden gütigten sich selbst und schlossen sich nach außen ab. In den USA öffnet man sich – nicht nur aus finanziellen Gründen. Da steckt auch eine geistige Haltung dahinter, die sicher mit der Geschichte der USA als Einwanderungsland zu tun hat.

Frage: Erwarten Gemeindeglieder, die spenden, auch eine gewisse Qualität an Leistungen?
Sellmann: Das auch. Aber was mich immer sehr beeindruckt, ist, dass sie sich selber sehr stark in der Verantwortung sehen und von sich selber viel erwarten. Viele engagierte US-Katholiken verstehen sich weder als Helfer des Pfarrers und erst recht nicht als Freizeitleiter, die einer selbstverwirklichenden Beschäftigung nachgehen. Sie empfinden vielmehr große Verantwortung für die Gemeinschaft und dafür, ihre eigenen Talente mit einzubringen.

„Die Theologie vom Volk Gottes und dem gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen wird konsequenter umgesetzt.“

Frage: Die USA gelten als beispielhaft beim ehrenamtlichen Engagement. Gilt das auch für die Kirche?
Sellmann: Ja, und dabei sind Engagement und Selbstständigkeit die zwei Seiten einer Medaille. Ein sehr hoher Prozentsatz von Laien verantwortet Maßnahmen wie Katechese, Vorbereitung der Liturgie, Fundraising oder Öffentlichkeitsarbeit völlig selbstständig: Der Pfarrer ist nicht für alles zuständig, sondern trägt nur die Letztverantwortung.

Frage: Gibt es gewählte Räte wie bei uns?
Sellmann: Nein, das funktioniert nach einem ganz anderen Modell. Jede Gemeinde hat Gremien, die für bestimmte Aufgaben verantwortlich sind, eben für die Willkommenskultur oder die Katechese. Wer dort mitarbeiten will, muss sich bewerben. Dann gibt es teilweise eine Art Persönlichkeitstest, um zu ermitteln, welche Stärken und Schwächen der Kandidat einbringen wird. Die Gemeinden legen hohen Wert auf Professionalität und gute Qualität. Auch für die Gremien selber gibt es Schulungen und Planungsziele. Von dieser Effektivität können wir noch viel lernen.

Frage: Und zwar...
Sellmann: ...das Verhältnis zwischen Kirchenhierarchie und Gemeinde ist viel entspannter.

Frage: Gibt es gewählte Räte wie bei uns?
Sellmann: Nein, das funktioniert nach einem ganz anderen Modell. Jede Gemeinde hat Gremien, die für bestimmte Aufgaben verantwortlich sind, eben für die Willkommenskultur oder die Katechese. Wer dort mitarbeiten will, muss sich bewerben. Dann gibt es teilweise eine Art Persönlichkeitstest, um zu ermitteln, welche Stärken und Schwächen der Kandidat einbringen wird. Die Gemeinden legen hohen Wert auf Professionalität und gute Qualität. Auch für die Gremien selber gibt es Schulungen und Planungsziele. Von dieser Effektivität können wir noch viel lernen.

Christoph Ahrens, KNA

Neu erschienen zum Thema ist das Buch von Matthias Sellmann: „Katholische Kirche in den USA. Was wir von ihr lernen können“, Herder-Verlag, Freiburg 2011, 14,95 Euro.

Zwischen Erneuerung und Krise

Bochum – Chicago: Erfahrungen für die Zukunft der Gemeinden

Von Lean Harmes

Kohle, Staub und Knochenarbeit waren einst an der Tagesordnung auf der Essener Zeche Zollverein. Heute ist sie Symbol für Neuanfänge durch Veränderungen und damit prädestiniert für ein Treffen, das inspirieren will: Über 100 Teilnehmer aus Deutschland und den USA trafen sich vergangenen Freitag im 38 Meter hohen Erich-Brost-Pavillon zur „Convocation“ des **CrossingOver-Projektes**, das von Professor Wilhelm Damberg geleitet wird. Die Versammlung war der Auftakt zu einer Konferenz unter dem Motto „Zwischen Erneuerung und Krise. Die Gemeinde und ihre Theologie im Vergleich zweier Ortskirchen: Deutschland und USA“. Neben deutschsprachigen Gästen konnte auch eine amerikanische Delegation begrüßt werden – darunter der Chicagoer Weihbischof Francis Kane.

„CrossingOver“, das Projekt der Ruhr-Universität Bochum, fördert seit 2004 den Dialog über das Gemeindeleben in den USA und Deutschland. Angesiedelt ist es am Lehrstuhl für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit (Prof. Wilhelm Damberg) und am Lehrstuhl für Pastoraltheologie (Prof. Matthias Sellmann). Erklärtes Ziel: Ideen für die Kirche in Deutschland aus den USA zu importieren – und umgekehrt Impulse für das Gemeindeleben in den USA aus deutscher Sicht zu setzen.



Prof. Damberg begrüßt Gäste aus Chicago – darunter Weihbischof Francis Kane (großes Bild, zweite Reihe rechts). Fotos: Waschke



„CrossingOver“ beruht dabei auf drei Säulen: Die erste Säule ist die der „Erfahrung“. Seit 2006 haben fast 50 Deutsche und 40 Amerikaner diese Möglichkeit der interkulturellen Begegnung genutzt. In diesem Jahr im September fliegt wieder eine deutsche Gruppe nach Chicago – mittlerweile zum sechsten Mal.

Das Projekt „Lighthouse“ ist die zweite Säule. Hier geht es darum, die neuen Erkenntnisse in deutschen Gemeinden konkret in die Praxis umzusetzen. Gelungene Beispiele dafür sind etwa spezielle Glaubenskurse für junge Erwachsene oder das Entwickeln neuer Gottesdienstformate, etwa in Verbindung mit Theater- und Tanzelementen.

Die dritte Säule schließlich ist die Forschung, die – in Rückkopplung mit Modellen aus der Praxis – im Mittelpunkt des „CrossingOver-Kongresses“ stand. Am Samstag ging es zunächst um die Gemeinde in Geschichte und Theologie des 19. und 20. Jahrhunderts. Um richtig einzuordnen, welche pastoralen Modelle sinnvoll sind, ist es zunächst entscheidend, die kirchenhistorischen Entstehungsbedingungen zu kennen. In verschiedenen Workshops, die Gelegenheit zur Vertiefung und Diskussion boten, wurde u. a. die Frage behandelt, wie moderne Medien genutzt werden können, um Menschen zu erreichen, die sich von der Kirche entfernt haben. Im Erzbistum Chicago lief dazu eine

äußerst erfolgreiche Werbekampagne unter dem Slogan „Catholics come Home“, erläuterte Prof. Matthias Sellmann.

Und der Pastoraltheologe Bernd Lutz empfahl deutschen Gemeinden das amerikanische Konzept der „Whole Community Catechesis“: Danach nimmt generationenübergreifend die ganze Gemeinde an der Katechese teil.

Die am Ende entscheidende Frage aber, was denn „tätige Teilnahme“ der Gläubigen in Liturgie und Gemeinde bedeute, beantwortete der Würzburger Liturgiewissenschaftler Martin Stuflesser in seinem Vortrag so: „Frag nicht, was die Liturgie für dich tun kann, sondern, was du für die Liturgie tun kannst.“

Pilgern auf Amerikanisch

Green Bay, der einzige Marienerscheinungsort in den USA

Washington. Mit diesem Namen verbinden die meisten Amerikaner bislang fast nur „Football“. Die Stadt im nördlichen Zipfel des amerikanischen Mittelwestens ist Heimat der Green Bay Packers. Zusätzlich fungiert die 100000-Einwohner-Stadt als Sitz der gleichnamigen katholischen Diözese. Und die erregt wachsende mediale Aufmerksamkeit. Langsam hat sich das in ihrem Gebiet liegende Marienheiligtum zu einer der meistbesuchten Wallfahrtsstätten des amerikanischen Kontinents entwickelt.

Nun müssen Vorkehrungen getroffen werden, damit die kleine Kapelle und das dazugehörige Gelände unter dem in der Ferienzeit anschwellenden Besucherstrom keinen Schaden nimmt. Denn die bestmögliche „Werbung“ für das Pilgerzentrum lief bereits: Im Nachrichtenmagazin „Nightline“ des Senders ABC zur besten Sendezeit wurde das Heiligtum im Rahmen einer Dokumentation über die Bedeutung der Jungfrau Maria als Ikone des Glaubens einem Millionenpublikum vorgestellt.

Herzstück des Wallfahrtsortes im US-Bundesstaat Wisconsin ist die Kapelle „Unserer Lieben Frau von der Guten Hilfe“ („Our Lady of Good Help“). Sie ist das Wahrzeichen von Champion, dem einzigen kirchlich offiziell anerkannten Ort einer Marienerscheinung in



Pilger unterwegs zur Kapelle „Unserer Lieben Frau von der Guten Hilfe“ in dem Flecken Champion bei Green Bay, Wisconsin. Foto: kna

den USA. Damit befindet sich die im ländlichen Nirgendwo liegende Gemeinde in der Gesellschaft so berühmter Schauplätze wie dem französischen Lourdes und Fatima in Portugal. Eine weitere Gemeinsamkeit: Auch in Champion sind die Erscheinungen schon älteren Datums. Im Oktober 1859 soll die Jungfrau Maria dreimal einer jungen Einwanderin aus Belgien, Adèle Brise (1831 bis 1896), begegnet sein.

Der neue Besucherboom begann im Dezember 2010 – nach der kirchlichen Anerkennung als Marienheiligtum. In einer Jahreszeit mit fast polaren Temperaturen kamen, wie die Tageszeitung „Green Bay Press-Gazette“ verzeichnet, zunächst zwischen 75 und 100 Besucher täglich. Inzwischen machen sich jeden Tag zwischen 500 und 800 Menschen auf den Weg – aus fernen Teilen der USA wie Texas, aber auch aus dem Ausland. Längst finden organisierte Bustouren den Weg hierher.

Andere reisen auf denkbar einfachste Art an: Eine Pilgergruppe aus Round Lake im Bundesstaat Illinois samt Pfarrer legte kürzlich die rund 300 Kilometer bis Champion gemeinsam zu Fuß zurück.

Jeder Tag, so heißt es in der Zeitung, sei hier inzwischen ein 15. August: Mariä Himmelfahrt, jenes Datum, an dem sich die kleine Kapelle früher zahlreicher Besucher erfreute – um freilich danach wieder in touristische Unberührtheit zurückzufallen.

Die Diözese und das Tourismusamt des Landkreises Brown County haben inzwischen zusätzliches Personal zur Abwicklung der Besucherströme eingestellt und für die Ferienzeit rund 100 Freiwillige rekrutiert. Abseits des Feldes wurden mobile Toiletten errichtet – die in diesem abgeschiedenen Landstrich sonst nicht unbedingt am Straßenrand zu sehen sind. Auch über einen Erweiterungsbau der Kapelle wird inzwischen diskutiert.

Ein religiöses Disneyland oder gar die Ansiedlung von Fast-Food-Restaurants im Umland sollen allerdings unter allen Umständen verhindert werden. „Wir wollen kein Zirkus werden“, betont Bischof David Ricken. „Aber wir wollen die Menschen auch nicht von einem Besuch abhalten.“ Es liege gerade im Interesse der Pilger, die Schönheit des Ortes zu bewahren. **Ronald Gerste**

Kirche sollte stärker Dienstleister sein

Würzburg. Der Erfurter Religionssoziologe Hans Joas (62) hat die katholische Kirche in Deutschland aufgefordert, sich stärker als Dienstleister zu verstehen und sich mehr für die unterschiedlichen Bedürfnisse von Menschen in der pluralen Gesellschaft zu öffnen. Er empfinde vieles in der katholischen Kirche Deutschlands als zu bürokratisch und erlebe eine resignative Ausstrahlung bis in Spitzenbereiche der Kirche hinein, sagte er im Interview mit der in Würzburg erscheinenden Fachzeitschrift „Lebendige Seelsorge“.

Der Soziologe, der auch in den USA lehrte, verwies auf eine anpackende Mentalität der katholischen Kirche in den USA. Die dortigen Gemeinden hätten bewusst die Pluralität der Gesellschaft akzeptiert; sie machten nicht ständig die moderne Welt für eigene Mängel verantwortlich.

Joas kritisierte, auch bei Theologen und Kirchenoffiziellen in Deutschland erlebe er wenig Bereitschaft, über den persönlichen Glauben zu sprechen. „Die USA haben mir den Mut gegeben, mich öffentlich hinzustellen und deutlich zu erkennen zu geben, dass ich gläubig und katholisch bin.“ Es gehe nicht ums Missionieren oder um eine Selbstdarstellung als gläubiger Mensch. „Ich will nur dieses Gefühl haben, kein Relikt zu sein, sondern ein Zeitgenosse in meiner Gläubigkeit. Als Christ ganz unverkrampft modern zu sein, darum geht es doch heute – oder?“